

LITERATUR-RUNDSCHAU

Audiovisuelle Zentralstelle am Pestalozzianum Zürich, Hertha Sturm, Marianne Grewe-Partsch, Ulrich Saxer, Heinz Bonfadelli, Walter Hättenschwiler, Georges Ammann, Christian Doelker (Hrsg.): Grundlagen einer Medienpädagogik. Zug 1979 (Klett & Balmer Verlag, „Zürcher Beiträge zur Medienpädagogik“). 163 Seiten.

Für den pädagogischen Umgang mit den elektronischen Medien ist der Hinweis wichtig, daß die emotionalen Eindrücke, verursacht von Radio und Fernsehen, länger behalten werden als die Informations- und Wissenstatbestände, die durch diese Medien vermittelt werden. Während sich das kognitive Wissen mit zunehmendem Abstand von der Sendungsdarbietung verringert, erst schneller und dann langsamer, bleiben die emotionalen Eindrücke über den Zeitraum von Wochen unverändert bestehen. Fernsehen und Emotion gehen, nicht nur bei Kindern und Jugendlichen, eine besonders enge Beziehung ein. Das bestätigt uns die Medienforschung seit Jahrzehnten. Die Untersuchungen über den Einfluß der Sesam-Street-Serie auf Kinder konnten nachweisen, daß lernfördernde Wirkungen des Fernsehempfangs mit der Emotionalität der Eindrücke in unmittelbarer Verbindung stehen.

In der Medienpädagogik ist es vor allem die Kommunikationswissenschaftlerin Hertha Sturm, die solche Forschungsergebnisse für die Unterrichtspraxis der Schule fruchtbar zu machen sucht. In der Reihe der Zürcher Beiträge zur Medienpädagogik hat sie einen Sammelband „Grundlagen einer Medienpädagogik“ mitherausgegeben und darin zusammen mit Marianne Grewe-Partsch den maßgeblichen Aufsatz über Prinzipien und Determinanten einer Medienpädagogik verfaßt. Hertha Sturm lehrt an der Universität München und ist Leiterin des Zentralinstituts für das Jugend- und Bildungsfernsehen, deren Zeitschrift „Fernsehen und Bildung“ von Grewe-Partsch redigiert wird. Der Sammelband enthält weiterhin die Untersuchungsergebnisse einer im Kanton Zürich durchgeführten Erhebung über die Rolle der Massenmedien im Leben der Schüler. Sie

erfolgte unter der Federführung des Zürcher Kommunikationswissenschaftlers Ulrich Saxer, der einen weiteren Beitrag über soziologische Aspekte der Massenkommunikation im medienpädagogischen Kontext beigesteuert hat. Der Germanist und Schulpraktiker Georges Ammann kommt abschließend zu Wort und reflektiert die vorgelegten Wissenschaftsergebnisse auf ihre Verwendbarkeit im Unterricht.

Der Band ist in erster Linie als Grundsatzorientierung für den Lehrer in der medienpädagogischen Unterrichtsgestaltung gedacht. Für ihn wird der Ergebnisstand der Medienforschung resümiert, um solchermaßen die Wissenschaft mit unterrichtsrelevanten Fragen zu verknüpfen, und dieses schwierige Unterfangen, das häufig schon am „Fachchinesisch“ scheitert, gelingt den Herausgebern durchaus. Empirie und Theorie gehen eine überzeugende Verbindung ein, nicht zuletzt dank der Fähigkeit, sich allgemeinverständlich ausdrücken zu können. Zum Formalen tritt die Souveränität im Inhaltlichen, das wissenschaftliche Fragen in ein pädagogisches Fragen einmünden zu lassen, den Blick des Lehrers zu schärfen und die Thesen an der Schülerpersönlichkeit zu erhärten. Es scheint, daß das Schweizer Milieu mit seinem unideologischen Pragmatismus einem solchen Vorhaben besonders förderlich gewesen ist und die solide Gedankenführung auf dem Wege von der Theorie zur Praxis begünstigt hat.

Mit Recht wird, wie schon gesagt, auf das Problem emotionaler Medienwirkungen ein besonderes Gewicht gelegt, und hier liegt ja auch das spezifisch Pädagogische, wofür die empirisch-analytische Kommunikations- und Publizistikwissenschaft zu wenig Sensibilität aufweist. Was der junge Mensch mit den Medien tut, ist der entscheidende Frageansatz. Die „Medienfaszination“ ist abzubauen durch solide Kenntnis der Zusammenhänge und Wirkungen, und ebenso bedarf es der pädagogischen und geistigen „Gegensteuerung“ im Rückgriff auf den humanen Fundus, der einer Rezeptionssituation vorausliegt. Die Wertewelt, die heute über die massenmedialen Wirkungen vermittelt wird, muß

dabei ganz besonders in Augenschein genommen werden. Wir stehen noch völlig am Anfang, unsere diesbezüglichen Erfahrungen zu sammeln und zu sichten. „Es ist zu bedenken“, schreibt der Mitherausgeber Christian Doelker, „daß die mediale Wirklichkeit für den Menschen eine völlig neue Umwelt darstellt, die in relativ kurzer Zeit entstanden ist, und daß andererseits Anpassungsvorgänge an eine neue Umwelt, phylogenetisch und als Gesamtprozeß gesehen, immer sehr lange Zeit in Anspruch nehmen.“ *H. Boverter*

Christian Ferber (Hrsg.): Die Dame. Ein deutsches Journal für den verwöhnten Geschmack 1912—1943, Berlin 1981 (Ullstein Verlag). 415 Seiten.

Von den Stapeln der jugendlich schwungvoll aufgemachten „Brigittes“, „Petras“, „Carnas“, „Bellas“ usw. an den Rand gedrückt, findet man am Kiosk auch heute noch jene Hochglanzprodukte, die sich „Madame“, „Mademoiselle“ oder noch eleganter „Style“ nennen und die einem exklusiven Publikum, zu einem exquisiten Preis versteht sich, die große Welt ins mehr oder weniger traute Heim liefern. Sie sind nicht mehr so recht gefragt, scheint es, diese Journale, die mit ernster Miene schöne Träume anbieten.

Um so interessanter ist deswegen ein Rückblick auf jene Zeit, als ein solche Träume förderndes Produkt noch zur bevorzugten Lektüre weiblicher Leser gehörte. Christian Ferber versucht im vorliegenden Buch diesen Rückblick durch eine abwechslungsreiche Auswahl von Beiträgen aus dem deutschen Journal für verwöhnten Geschmack „Die Dame“, das zwischen 1912 und 1943 im Berliner Ullstein Verlag erschien.

In drei Abschnitten „Die Dame im Kaiserreich“, „Die Dame in der ersten Republik“ und „Die Dame unter der Diktatur“, zeigt Ferber, wie Damen gerne gelebt hätten und manche tatsächlich gelebt haben. Von bewegten Zeiten ist die Rede („Ein Staatsbesuch in Warschau“), was die Dame trägt und warum wird geschildert („Herbst- und Winter-Mode 1915“), man erhält einen Einblick in die Künste („Eleganz im Film“) und auch ein wenig „Lebenshilfe“ („Vom Glück des Autofahrens“ — Bildzeile: „Fritzi Massary mit ihrem 22/70-PS-Maybach-Cabriolet und ihren Malteser-Hündchen“), erfährt etwas über die große Welt („Aus der Villa Albert Ballin

in Hamburg“) und bekommt zusätzlich Lese- stoff von prominenten und oft auch schon — vielleicht zu Recht — vergessenen Autoren. Der reich illustrierte, amüsante, aber teilweise auch nachdenklich stimmende Band ist ein Lese- und Bilderbuch von nostalgischem Reiz und ein zeitgeschichtliches Dokument.

Die in der Einleitung zur Entstehungsgeschichte und Entwicklung der Zeitschrift „Die Dame“ gegebenen Daten und Fakten sind zu knapp. Nach der Lektüre dieses Buches ist man neugierig geworden und hätte gerne noch mehr gewußt über die Macher (die damals noch Journalisten und Verleger hießen), über das Journal selbst (Auflagenziffern z. B. oder wie so ein Einzelheft nun tatsächlich ausgesehen hat, vielleicht ein ganzes Heft im Faksimile) und auch über die Leser und Käufer; aber da wird man sich wohl schon die 31 Jahre Originalliteratur vornehmen müssen.

E. Geretschlaeger

Andreas Fuglesang: About Understanding — ideas and observations on cross-cultural communication, Uppsala 1982 (Dag Hammarskjöld Foundation, Övre Slottsgatan 2, 752 20 Uppsala, Schweden). 231 Seiten.

Einheimische Formen der Kommunikation in Afrika werden neuerdings in zunehmendem Maße auch in Fachkreisen ernst genommen. Andreas Fuglesang gehört zu denjenigen, die sich schon seit Jahren mit den Ausdrucksformen und Möglichkeiten kommunikativer Vorgänge in Praxis und Theorie in Afrika auseinandersetzen. Schon vor Jahren galten sein Name und seine Publikationen als eine Art Geheimtip. Deswegen ist es besonders erfreulich, daß die Dag Hammarskjöld Stiftung jetzt ein neues Buch vorlegt, in dem Fuglesang seine Überlegungen umfassend darstellt. Er hat dieses Werk in seiner afrikanischen Umgebung geschrieben. Dabei geht er jeweils von konkreten Beispielen aus, um dann daraus entsprechende Folgerungen abzuleiten. Dies ist kein akademisches Buch, sondern der Erfahrungsbericht eines Betroffenen, der aber auch für die wissenschaftliche Arbeit von entscheidender Bedeutung ist: es geht um angewandte Kommunikation, um die Rolle der Kommunikation in der gesellschaftlichen Entwicklung afrikanischer Menschen. Die praktischen Erfahrungen Fuglesangs stammen dabei vor allem aus dem Bereich des

Gesundheitswesens, wobei aber grundsätzliche Überlegungen eine wichtige Rolle spielen, die weit über dieses Sachgebiet hinausgehen.

Dem Verfasser geht es dabei u. a. um die Rolle von Sprache, um Informationsaktivitäten im gesellschaftlichen Prozeß. Kultur ist für ihn dabei „the language in which people structure their experience so they can communicate information from person to person“ (S. 41, 99). Dabei sieht er wohl aus seiner langjährigen praktischen Arbeit, daß Menschen anderer Kulturen oft Kommunikationswege haben, deren wir uns überhaupt nicht bewußt sind (S. 55). „Cross-Cultural Communication“ ist für Fuglesang „a process which has to build a bridge between imitative and digital modes of communication“ (S. 91).

Die Rolle des gesprochenen Wortes in einer „oral society“ wird ebenso ausführlich besprochen, wie die konkreten kommunikativen Folgerungen aus einer solchen Tatsache (S. 84 ff.; 97 ff.). In einer solchen „oral society“ kann die Bedeutung der Sprichwörter kaum überschätzt werden (S. 104 ff.), und für den Lernprozeß im Dorf gibt es konkrete, sehr praktische Folgerungen, etwa für den Gebrauch der Tafel statt visueller Mittel (S. 116 ff.).

Es finden sich also ganz entscheidende Folgerungen, auch für den Gebrauch sgn. neuer Medien, und man versteht durchaus die Feststellung des Autors, daß „most educational programs in the Third World are culturally oppressive“ seien, weil sie keine Rücksicht auf die tatsächliche Wirklichkeit nehmen, in der die Studenten leben (S. 123). Notwendig ist hier ein „integrated approach“ (S. 124 ff.) — eine Forderung, die ja auch für alle theologischen Überlegungen erhoben werden muß.

In manchen Kreisen wird der bildlichen Kommunikation auch in der sgn. Dritten Welt immer mehr Bedeutung beigemessen. Dabei übersieht man manchmal, daß auch Bildersprache erst gelernt werden muß und daß ihr Verständnis zu einem großen Teil vom kulturellen Hintergrund und der Kenntnis der vorhandenen — oder nicht vorhandenen — Bildsprache einer Kultur und ihrer Umwelt abhängt (S. 136—166), wobei die Perzeption als aktiver, selektiver Vorgang gesehen werden muß.

Fuglesang nennt sein neues Buch bescheiden — eine Fortsetzung und Zusammenfassung seiner bisherigen Veröffentlichungen — ein

Werk für Arbeiter in Erwachsenenbildung und Gesundheitsfürsorge. Es ist wesentlich mehr: Die neue Publikation ist auch wissenschaftlich so anregend und wichtig für jede Kommunikation in der sgn. Dritten Welt, daß man sie ohne Bedenken als seit langer Zeit bedeutendste Publikation zu diesem Themenkreis bezeichnen kann. Dabei ergänzen und erläutern die Illustrationen den manchmal sehr kompakten Text.

F.-J. Eilers

John C. Kelly: A Philosophy of Communication. Explorations for a systematic model. London 1981 (The Centre for the Study of Communications and Culture). 192 Seiten.

Der Verfasser ist Philosophie-Professor am Institut für Theologie und Philosophie in Dublin und erforscht in diesem Buch die Grundlagen für eine Kommunikationsphilosophie. Er entwirft dazu ein philosophisches Kommunikationsmodell, das man kurz als „shared meaning“ bezeichnen kann.

Diese Monographie bildet nach dem Vorwort vom „general editor“, Robert A. White, die erste Nummer für eine neu geplante Reihe von „Communication and Culture Monographs“. Der Verfasser selbst nennt seine Arbeit bescheiden ein „working paper“, in dem er nur einen möglichen Einstieg in die Kommunikationsphilosophie anbietet: Er will zum Nachdenken und Um-Denken stimulieren und anregen. Väter seiner Gedankenwelt sind besonders der Amerikaner Bernard Lonergan und der Österreicher Alfred Schutz.

Nun, stimulierend, ja anregend wirkt Kelly's methodische und sprachlich klare Darlegung sicher. Einen Einblick in seine Gedankenwelt hat er schon in unserer Zeitschrift (CS 14: 1981, 23—231) veröffentlicht. Dabei präsentierte er seine Philosophie als „a critical realism“. Als hoch-gestecktes Ziel galt, „zu allgemein anerkannten Erkenntnissen zu kommen“, und es ging nicht um irgend ein Verstehen, sondern um *das* Verstehen (Quadratur des Zirkels?). Endziel: „to build up“ (aber nicht alles in *einem* Kopf) „an over-all view of the universe“.

Zur Kommunikationsphilosophie fehlt — so Kelly — noch vieles, und er hat recht: wir sind im allgemeinen in unserem Fach zu sehr einseitig sozialwissenschaftlich orientiert. Al-

lein schon deswegen ist Kelly's Buch eine willkommene Bereicherung.

Seit ich die Grundbegriffe „sharing“ und „meaning“ und die damit zusammenhängende Definition „Communication is sharing meaning“ auf mich einwirken ließ, hat diese Formel mich nicht mehr losgelassen. Selbstverständlich spielt bei diesem Reflektieren die eigene Definition unserer Münsteraner „Funktionale Publizistik“ eine Rolle: Kommunikation ist „Austausch von Zeichen zwischen Kommunikator und Rezipient“. Darf man „sharing“ mehr oder weniger mit „Austausch“ gleichstellen? Oder enthält „Austausch“ schon eine gewisse Dynamik, den Vorgeschmack eines Zwiegesprächs und ist „sharing“ daher mehr ein statischer Begriff? Schwieriger wird es mit dem Begriff „meaning“ (in CS in der Zusammenfassung irrtümlicherweise mit „Meinung“ übersetzt). Entdecken von „meaning“ sei ein strukturierter Prozeß, stellt Kelly fest. Wenn man „meaning“ mit Bedeutung, Bezeichnung, Bezeichnetes übersetzen würde, würde man sich schon stark der Münsterschen Formel nähern. Da und dort ist bei Kelly das Reflektieren — wie sympathisch auch — religiös und edukativ gefärbt und deswegen nicht wert-frei, soweit wir uns überhaupt von Tradition, Zeitgeist und Lebensgefühl lösen können. Eigenartig ist es z. B., wenn hier der Verfasser den Terminus „non meaning“ in seine Gedankenwelt einführt und den Begriff „meaning“ damit zweiteilt.

Man sollte sich als Wissenschaftler nicht scheuen, sich in seinen Darlegungen zu der eigenen Einstellung zu bekennen, sie aber dann auch als solche kennzeichnen, wie ich es in einer „public lecture“ (University of Iowa 1971) zu formulieren versucht habe: „My epilog may consist of *my personal conviction* that the notions of reporting, persuading, and entertaining form a triad of publicistic objectives in which publicistics finds its highest realization when, and only to the extent to which, publicistics recognizes its obligations to historical truth in reporting, ideological truth in persuasion, and poetical truth in fiction.“

Dem Verfasser Kelly gebührt ein Wort des Dankes für den Genuß, seinen klaren Gedankengang nachvollziehen zu dürfen.

H. J. Prakeke

Tomy Luiz svd (Hrsg.): *Communicatio Socialis Yearbook. Journal of Christian Communication in the Third World. Yearbook 1981—1982* Indore 1982 (Sat Prachar Press, Indore, M. P. 452001, India). 294 Seiten.

Die erste Nummer des CSY bringt beim Zeitschriftenangebot eine willkommene Überraschung. Endlich erhalten wir ein Jahrbuch, das sich mit Fragen der christlichen Kommunikation in der Dritten Welt befaßt. Es schließt damit eine Lücke, die der aufmerksame Beobachter seit langem bemerkt hat.

Die neue Zeitschrift soll nach der Absicht der Herausgeber „ein Forum für Ideen“ sein und „der Mitteilung von Erfahrungen und der Auswertung von Darstellungen“ hauptsächlich den christlichen Kommunikatoren in Afrika, Asien, Ozeanien und Lateinamerika dienen (S. 3). Sie möchten „eine wissenschaftliche Basis für Fragen schaffen, die sich direkt oder indirekt mit christlicher Kommunikation in diesen Kontinenten“ befassen (S. 3).

Wenn man auch ähnliche Beiträge in der CS finden konnte, so war diese jedoch hauptsächlich für ein deutschsprachiges Publikum gedacht, und sie hat sich in den 15 Jahren ihres Bestehens einmalige Verdienste auf dem Sektor der christlichen Kommunikation erworben. Der Wunsch lag nahe, eine so angesehene Zeitschrift dem englischsprachigen Publikum zugänglich zu machen. Dieser wird nun auf eine geradezu ideale Weise erfüllt. Der Herausgeber P. Tomy Luiz svd, ein Inder, der für Fragestellungen und Erwartungen aus der Perspektive der Dritten Welt besonders geeignet sein dürfte, wählte sich als Mitherausgeber P. Dr. Franz-Josef Eilers svd, einen bekannten und geschätzten Fachmann in Fragen sozialer Kommunikation. Ebenso glücklich war die Auswahl der Experten aus allen Kontinenten, die der Redaktion eine gediegene fachliche Beratung gewährleisten sollten. Wie CS ist auch das neue Jahrbuch ökumenisch ausgerichtet.

Die 20 Artikel der ersten Nummer des Jahrbuchs vermitteln ein gutes Spiegelbild des gegenwärtigen Standes der Diskussion in den Fragen der christlichen Kommunikation in der Dritten Welt. Einige Beiträge befassen sich mit den gegenwärtigen Trends und Problemen in diesem Fachbereich, andere, so z. B. John L. Mitdell in dem Artikel „Spreading the ‘Good News’ in the Third World via Satellites: Angel I Satellite“, S. 40—49, er-

öffnen neue Zukunftsperspektiven. Mehrere Aufsätze erläutern den Begriff der sozialen Kommunikation und sachgemäße Entwicklung in der Dritten Welt. In einer Reihe von Darbietungen dieser Nummer erkennt man das Bemühen um eine mediengerechte Darbietung der christlichen Botschaft in der Dritten Welt. Dazu sind die angebotenen Vergleiche zwischen den Möglichkeiten verschiedener Medien angebracht und nützlich. Der Leser empfindet es als wohltuend, daß die Vergangenheit nicht ausgelassen wurde, die vor allem in dem Artikel von John A. Lent, „The Missionary Press of Asia, 1550—1850“ (S. 57—78) behandelt wird und der wie die meisten Beiträge gut dokumentiert ist. Neben den Ausführungen über die Journalistenausbildung im hochentwickelten Japan findet man Darlegungen über Erfordernisse von wenig entwickelten Gemeinschaften, zu denen der Kommunikator hinabsteigen muß, um die wirkliche Situation zu erfassen. Mit besonderem Interesse liest man den Artikel über den Tanz als Ausdruck sozialer Kommunikation, dessen Möglichkeiten noch wenig erforscht sind. Der letzte und sehr beachtenswerte Beitrag, der von P. Dr. Franz-Josef Eilers svd stammt, befaßt sich mit der neuen Weltinformations- und Kommunikationsordnung, und vor allem mit dem MacBride-Report, zu der die päpstlichen Lehräußerungen und die Konzilsdokumente wertvolle Bausteine liefern.

Auf die Artikel folgen eine aufschlußreiche aktuelle Dokumentation von päpstlichen und regionalen bischöflichen Verlautbarungen, ein Abdruck der Überlegungen über die sozialen Kommunikationsmittel in den neuen Regeln und Konstitutionen der Gesellschaft vom Göttlichen Wort (svd) und eine Chronik der wichtigsten Ereignisse im Bereich der sozialen Kommunikation. Das Jahrbuch schließt mit einigen Besprechungen von bedeutenden Veröffentlichungen in diesem Fachbereich. So wird bereits in der ersten Nummer des neuen Jahrbuchs eine reiche Fülle von Erfahrungen, Ideen und Anregungen zum Thema der christlichen Kommunikation in der Dritten Welt angeboten. Man möchte den Herausgebern wünschen, daß es ihnen vergönnt sein möge, das bereits erreichte hohe Niveau zu bewahren und wenn möglich noch zu heben. Schon jetzt ist der Leser auf den zweiten Jahrgang des Jahrbuchs gespannt.

W. Henkel

Migration, Texte über die Ursachen und Folgen der Migration, Berlin (Express Edition GmbH Kottbuser Damm 79 1000 Berlin 61).

Die im Oktober 1981 erstmals erschienene Vierteljahres-Zeitschrift hat sich einer Thematik angenommen, die zunehmend an Brisanz gewinnt: die Arbeitsimmigranten in der Bundesrepublik. Sie versteht sich als Diskussionsforum für alle, die jenseits assimilativer Integrationsmaßnahmen die Wünsche, Rechte und das alltägliche Leben der Ausländer im Auge haben. Lehrer, Sozialarbeiter, Verwaltungsangestellte und Künstler sind ebenso angesprochen wie Mitglieder der verschiedenen nationalen Immigrantengruppen selbst, sofern sie — dies ist allerdings ein für viele nahezu unüberwindliches Hindernis — die deutsche Sprache beherrschen. Die Migranten als soziale Gruppe, ihre Herkunftsländer und die Ursachen der Migration sowie ihre Probleme in einer ihnen nicht immer wohlgesonnenen Industriegesellschaft sollen im Mittelpunkt stehen.

In der ersten Nummer ging es um die Schwerpunkte Migration und Migranten in den Medien. Gut recherchierte Beiträge zur Gettosituation der Ausländer im massenkommunikativen Bereich und der daraus zu erklärende kompensatorische Video-Boom bei der türkischen Bevölkerung bringen Licht in ein wissenschaftlich wie politisch kaum erfaßtes Gebiet. Sie machen deutlich, wie sehr bisherige Assimilationsversuche lediglich den Ausländern als Arbeitskräften galten, während sie als Menschen mit legitimen Bedürfnissen nach kultureller Identität vernachlässigt bleiben.

Diese Thematik wird in der im Mai 1982 erschienenen zweiten Nummer unter dem Motto Kulturelle Identität — Kulturelle Praxis aufgegriffen. Ein Beitrag stellt unter der provokativen Hypothese „Minderheiten werden gemacht“ die interkulturelle Kommunikation von Immigranten und deutscher Gesellschaft in den Zusammenhang von Segregationstendenzen und Integrationsbemühungen. Weitere Artikel beschäftigen sich u. a. mit integrativer deutsch-türkischer Kinderarbeit auf der Stadtteil-Ebene in Berlin und Dortmund, mit der Problematik türkischer Jugendlicher und mit der etablierten türkischen Kultur in der Bundesrepublik.

Angekündigte Schwerpunkte der nächsten beiden Nummern sind der Islam bzw. Orga-

nisationen und Interessenvertretungen der Immigranten.

Angesichts der Dringlichkeit der Problematik einerseits und der hoffnungsvollen Ansätze der Zeitschrift andererseits bleibt zu wünschen, daß der Anspruch eingelöst werden kann, ein Forum für alle entstehen zu lassen, die Ausländer nicht per se als Problem betrachten.

M. Oepen

Robert Scherer: Wirklichkeit — Erfahrung — Sprache. In: Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, Band 1. Freiburg 1981 (Verlag Herder). Seiten 5—59.

Das auf 30 Teilbände angelegte Werk des Herder-Verlags „Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft“ beginnt einleuchtenderweise mit einem Artikel über „Wirklichkeit — Erfahrung — Sprache“. Die „Voraussetzungen eines wirklich gelingenden Gesprächs“ sollen geklärt werden, ein geistiger Erfahrungshorizont soll entworfen werden, „innerhalb dessen die Bedeutsamkeit der in den einzelnen Teilbänden behandelten Fragen aufgehen soll“ (8). Das ist ein hoher Anspruch, den der Autor Robert Scherer sich stellt.

Wirklichkeit, Erfahrung und Sprache sind aber zugleich Grunddimensionen von Kommunikation überhaupt, also auch von Massenkommunikation, und insofern sind auch die mit Medien Befassten an der behandelten Thematik interessiert, zumal die Problematik der Wirklichkeitsvermittlung durch Massenmedien zunehmend ins öffentliche Bewußtsein zu dringen scheint. Ulrich Hommes hat schon vor einigen Jahren diese Problematik zugespitzt formuliert und geradezu von der „Definition der Wirklichkeit durch die elektronischen Massenmedien“ gesprochen.

Zumindest die Medienpraktiker dürften jedoch ihre Schwierigkeiten mit Scherers Ausführungen haben. Sie sind nicht leicht lesbar, vor allem fehlt ihnen eine erkennbare Systematik. Sein Denken ist eher ein umkreisendes oder einkreisendes, weniger jedoch ein zupackendes. Er flicht eine Fülle von Aspekten zusammen und macht so die Komplexität des Themas deutlich. Dieses Verfahren hat sicher seinen Reiz, vor allem reizt es zum eigenen Weiterdenken, dürfte aber gleichwohl nicht jedermanns Sache sein, zumal der Autor bisweilen auch die Denkebenen wechselt: neben den vorherrschenden hochphilosophi-

schen Darlegungen stehen unvermittelt psychologisierende Passagen (z. B. 18 f.).

Seine zentralen Begriffe sind Interdependenz, Korrelationalität, Mehrdimensionalität, Dialektik, sogar Pluraldialektik. Sie verdeutlichen bereits, worauf es Scherer letzten Endes ankommt: auch der religiösen Erfahrung, der Transzendenz, dem „absoluten Vorbehalt christlichen Glaubens“ (34) den ihnen gebührenden Platz einzuräumen.

Er gliedert seine Arbeit in drei Abschnitte: I. Erfahrene und vorgestellte Wirklichkeit (11—26); II. Die Mehrdimensionalität unserer Wirklichkeitserfahrungen (27—47); III. Das personal gesteuerte interdependente Zusammenspiel der einzelnen Wirklichkeitsdimensionen (48—58).

Die Frage ist, ob der Autor nicht jene Ergebnisse philosophisch-anthropologischen Denkens hätte stärker berücksichtigen sollen, die seit längerem gewissermaßen Konstanten der Diskussion darstellen. Etwa die seit Humboldt geläufige Unterscheidung zwischen der Sprache a) als *ergon*, d. h. als Werk der Gattung Mensch, die sich die vorgegebene, vom Menschen unabhängige Wirklichkeit erschließt und erdeutet und ihr so Bedeutung gibt; b) als *energeia*, d. h. als wirklichkeitserschließende Kraft für den individuellen Menschen, der in eine bestimmte Sprachgemeinschaft und damit in eine „sprachlich gestaltete Welt“ (Leo Weisgerber) hineingeboren wird. Damit wird zugleich deutlich, daß grundsätzlich auch zweierlei „Wirklichkeit“ zu unterscheiden ist: „die geheimnisvolle, von uns zu erdeutende Wirklichkeit; und das, was wir herausdeuten, den Inbegriff des Herausgedeuteten“, wie Erich Rothacker in seinem Buch „Philosophische Anthropologie“ formuliert. Es liegt auf der Hand, daß die von Scherer betonte Mehrdimensionalität der Wirklichkeitserfahrung auf der Ebene der letztgenannten Wirklichkeit liegt, daß sie aber die erstgenannte zur Voraussetzung hat — wenngleich die Wirklichkeit, in der wir leben, immer schon eine von Menschen in bestimmter Weise erfahrene, gestaltete, sprachlich erschlossene Welt ist.

Das mehrfach aufgelegte Buch Rothackers (4. Auflage 1975) dürfte überhaupt noch immer höchst instruktiv sein für jeden an der zur Debatte stehenden Thematik Interessierten. Er klammert auch das Problem der Transzendenz nicht aus, geht allerdings nur

knapp darauf ein. Er bedient sich dabei eines sehr einfachen Gedankens, daß nämlich „der Mensch zwar ein endliches Wesen ist und bleibt, daß aber bereits das schlichte Bewußtsein der Endlichkeit auf seine ideellen Möglichkeiten, auf seine transzendierenden Möglichkeiten hinaus weist. Ich kann gar nicht meiner Endlichkeit bewußt sein, wenn ich die Idee der Unendlichkeit nicht mindestens fühle...“

Ähnlich hat übrigens schon Max Scheler argumentiert, in seiner Schrift „Die Stellung des Menschen im Kosmos“. Scherer scheint sich auf solche Argumentationen zu beziehen (z. B. 20), doch tut er das nur implizit und indirekt. Diese Feststellung soll freilich nicht auf die Forderung hinauslaufen, er solle seine Leser in den „Ozean der Namen“ eintauchen; doch die zentralen Argumente hätte man gern etwas schärfer herausgearbeitet und auf den Stand der gegenwärtigen anthropologischen Diskussion bezogen. *R. Merkert*

Sigfrid von Weiber: Tagebuch der Nachrichtentechnik von 1600 bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Technik. Berlin 1980 (VDE-Verlag). 198 Seiten.

Eine nette Abwechslung zu den sonst eher trockenen Fachbüchern verspricht der VDE-Verlag mit dem vorliegenden „Tagebuch der Nachrichtentechnik“. Das aus einer Rubrik der „Nachrichtentechnischen Zeitschrift“ entstandene Buch versucht auf ca. 170 Seiten sachliche und personelle Angaben aus der Geschichte der Nachrichtentechnik einem bestimmten Tagesdatum zwischen 1600 und 1980 zuzuordnen und so eine 380jährige Entwicklung chronologisch festzuhalten. Zusätzlich gibt es für den, der den kalendrischen Stil des Tagebuchs für die Suche nach einem bestimmten jahresunabhängigen Tag nutzen möchte, einen Wegweiser zu den Tagesdaten: für 343 Tage eines Jahresverlaufs sind 825 historische Daten nachgewiesen worden. Außerdem findet sich eine — allerdings nur 21 Titel umfassende — sogenannte Zusammenstellung weiterführender Literatur (die sich jedoch zu stark auf deutsche Quellen stützt und wirklich hilfreiche und tatsächlich weiterführende Literatur — z. B. G. W. A. Dum-

mer's *Electronic Inventions 1745—1976* [Pergamon Press] oder Biographien wichtiger Erfinder — unberücksichtigt läßt). Bei intensiver Benutzung des Werkes vermißt man leider ein Sachregister, das wichtige historische Daten eines Mediums komprimiert zusammengestellt enthält.

Es ist unbestritten, daß die Materialfülle und der Zwang nach subjektiver Auswahl jeden Bearbeiter des Themas zu einer anderen Darstellung verführt hätte — *das* Tagebuch der Nachrichtentechnik schlechthin also kaum geschrieben werden kann. Trotzdem sei dem Rezensenten — der das Buch, wie empfohlen, eine Zeit lang tatsächlich als Nachschlagewerk nutzte — die Frage gestattet, wieso (abgesehen vom völligen Fehlen der technischen Komponente im Sektor Printmedien) doch so eminent wichtige Daten wie z. B. die Entwicklung der Frequenzmodulation, der Puls-Code-Modulation, der Einseitenbandübertragung, die Erfindung des Koaxialkabels, des Videorecorders, der Bildplatte, Bau und Inbetriebnahme des ersten Kabelfernseh- oder Lichtleiternetzes, Einsatzdaten von Bildschirm- und Teletext (um nur einige Entwicklungen aufzuzählen) nicht aufgeführt werden, dagegen vergleichsweise unwichtige (z. B. Einweihung der Hauptstadt Brasiliens, Einschaltung des ersten Fernseh-Programmdienstes Bulgariens) schon. Ein Tagebuch dieser Art sollte weniger zufällig entstehen. Es leuchtet nicht ein, daß die nur Spezialisten bekannten Professoren Rukop und Zenneck partout mit Geburts- und Sterbedatum gewürdigt werden müssen, zu Denes von Mihaly aber, dessen Leistung immerhin fünf Eintragungen wert befunden wird, keinerlei biographische Angaben gemacht werden. Gleichfalls hätte man beispielsweise von allen genannten Personen gerne den vollen Namen erfahren und dafür auf die manchmal (sehr inkonsequent) angegebenen Titel gerne verzichtet.

Es ist schade, daß eine gute Idee zu unsystematisch und voll Ungereimtheiten in die Praxis übertragen wurde, statt sie noch etwas reifen zu lassen. Der Autor, der sich seit 40 Jahren (so S. 199) der Technikgeschichte verbunden fühlt, hat dieser einen zweifelhaften Dienst erwiesen. *E. Geretschlaeger*

KURZBESPRECHUNGEN

Hüther, Jürgen / Schorb, Bernd: Grundbegriffe der Medienpädagogik. Band 1 der Reihe Medien und Bildung. Grafenau 1981 (Expert Verlag). 220 Seiten.

Dieses Buch reizt in keiner Weise zu einer sorgfältigen Kritik. Wer die Beiträge zu einzelnen Stichworten anliest, stößt auf oberflächliche Darstellung, pauschale Behauptungen und allenfalls auf Hinweise zur weiteren Lektüre. Nur ein Beispiel:

Im Artikel „Medienkonzentration“ fehlt der entscheidende Erklärungszusammenhang „Auflagen — Anzeigen — Spirale“. Sicher falsch ist die Behauptung, daß im Bereich der Zeitschriften eine publizistische Konzentration festzustellen ist. Die großen Verlage diversifizieren gerade, es muß sich wohl um eine wirtschaftliche Konzentration handeln. Es fehlen auch Literaturhinweise auf Datenmaterial, an dem der Leser die Behauptung überprüfen könnte.

Natürlich genügt dieses Beispiel nicht, um die recht harte Kritik zu belegen. Sie bezieht sich vor allem auf die Beiträge zum Wortteil

„Medien“ des Titels „Medien-Pädagogik“. Hier hat man wohl allzu unbedarfte Leser im Auge.

Den Stichworten zum Wortteil „Pädagogik“ liegt eine annehmbare Konzeption zugrunde. Die Befähigung zum Umgang mit Medien. Allerdings sind auch diese Beiträge nicht präzise und informativ aufgebaut, der Leser muß sich vielmehr über oft weitschweifige Einführungen und persönliche Stellungnahmen die Informationen heraussuchen.

Ein Vorschlag: Das Ganze noch einmal überarbeiten und die Liste der Stichworte ergänzen, es fehlen z. B. Tonband, Schallplatte, Medienerziehung im Vorschulalter, medienkritische Sendung in Hörfunk und Fernsehen, Hinweise für den Medienverleih und auch medienpädagogische Zeitschriften. Wenn man das Stichwort „Gewalt“ aufnimmt, sollte Pornographie nicht fehlen. Schließlich erhofft der Leser Daten und Untersuchungsergebnisse, damit er diese nicht anderswo mühsam nachschlagen muß.

E. Bieger

ZEITSCHRIFTENHINWEISE

Hans Hafenbrack: Die Stillen werden laut — Evangelikalener Medienkongreß. In: „Evangelische Kommentare“, Stuttgart, 15/1982 (Heft 5), S. 237—238.

Hans Rotter: Zur Ethik des Journalisten. In: „Theologisch-praktische Quartalsschrift“, Linz, 130/1982 (Heft 1), S. 60—66.

Wilhelm Schätzler: Zur Entwicklung unseres Kommunikationssystems: HUMANASPEKTE. In: „Funk-Korrespondenz Nr. 8, 25. Febr. 1982, S. 1—4.

Werner Radatz: Wie die Kirche informiert — Der kirchliche Pressedienst. In: „Evangelische Kommentare“, 15/1982 (Heft 3), S. 117 bis 118.

Rainald Merkert: Fernsehen lernen. In: „Stimmen der Zeit“, Freiburg, 107/1982 (Heft 3), S. 210—212.

Hermann Meyn: Die neuen Medien — wünschenswert oder überflüssig. In: „Frankfurter Hefte“, Frankfurt, 37/1982 (Heft 2) S. 50 bis 56.